

erschienen in: **Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena/ Schippl, Bernd: Schwarzbuch der Habsburger. Die unrühmliche Geschichte eines Herrscherhauses. Wien: Deuticke 2003, pp. 92-101.**

1 Zit. n. Hochedlinger, Michael: »Abschied vom Klischee. Für eine Neubewertung der Habsburgermonarchie in der frühen Neuzeit.« In: Wiener Zeitschr. zur Geschichte der Neuzeit, 1. Jg., H. 1 (2001), pp. 9-24, hier p. 14.

2 Zit. n. Gutkas, Karl: Kaiser Joseph II. Eine Biographie. Wien, Darmstadt 1989, p. 16.

3 Cf. Vocolka, Karl: Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im Habsburgischen Vielvölkerstaat. Wien 2001, p. 191.

4 Walter, Friedrich (Hg.): Maria Theresia. Briefe und Aktenstücke in Auswahl. Darmstadt 1968, p. 98.

Josef II., über den in den Geschichtsbüchern zu lesen ist, dass er seine Untertanen »ein Jahrhundert zu früh« mit seinem Reformeifer überrollte, kam wahrscheinlich keine Minute zu früh, um das rückständige Habsburgerreich aus seinem barocken Dornröschenschlaf zu wecken. Zu spät tauchte er jedenfalls auf, wenn es darum ging, traditions- und mentalitätsbedingte Anachronismen endlich zu überwinden und eine nachhaltige Reform »an Haupt und Gliedern« durchzuführen. Josef war zwar ein Prinz, ein Kaiser gar, nur: Ein »unbefleckter« Held der Geschichte ist der tatendurstige »Aufrüttler« deswegen nicht geworden. Denn: Dornröschen wollte weiterschlafen.

Bei Josef II. scheiden sich die Geister. Nicht einmal ausgesprochen treuherzigen Habsburgfans dürfte es entgangen sein, dass dieser Monarch mehr als jeder andere mehr oder weniger deutlicher Kritik ausgesetzt ist. Dem zeitgenössischen wie historischen Image des Kaisers schadete sein vermeintlich verfrühter »Auftritt« ebenso wie die eher unsanften Methoden, die er anwandte, um den Staat zu »modernisieren«. Dennoch blieben immer noch viele Wohlgesonnene, die dem ungestümen Sohn Maria Theresias seine chronische Ungeduld nachsahen und ihn, ganz dem Bild des hinreichend bekannten Mutter-Sohn Konflikts entsprechend, als »schlimmen Buben« verniedlichten. Man einigte sich schließlich darauf, den Willen und nicht das Werk in den Vordergrund zu rücken. Auf diese Weise musste man den so widersprüchlich beurteilten Habsburger nicht vom Sockel stürzen. Andere freilich gingen tiefgründiger an ihre Josef-Verehrung heran und Josef, der Unverständene, Josef, der einzelkämpferische Genius, wurde gnädig in den Kreis jener Österreicher aufgenommen, für die erst die Nachwelt zu Lebzeiten verwehrt Lorbeeren bereithält und -hielt. Es störte nicht, dass Josef seine Reformen nicht zuletzt in den Dienst einer aggressiven und expansionistischen Politik stellte.<sup>1</sup> Als mildernd galt und gilt der Umstand, dass er viele seiner Ziele nicht erreichte.

Als Josef, die »gekrönte Adlersbrut«<sup>2</sup> 1741 das Licht der Welt erblickte, war er für die Familie Habsburg-Lothringen so etwas wie der Messias. Nach drei Mädchen schenkte Maria Theresia endlich einem Knaben das Leben. Die Nachfolge war gesichert, der Jubel groß. Ein Triumphbogen wurde errichtet. In allegorischen Darstellungen pries man die Geburt des Prinzen; eine von ihnen zeigte den Kriegsgott Mars, der die Feinde des Erzhauses, die bezeichnenderweise preußische Standarten trugen, über einen Felsen abwärts beförderte.<sup>3</sup> Boten wurden ausgesandt, um die Nachricht von Josefs Geburt auch außerhalb der Grenzen der Habsburgermonarchie zu verkünden. Der Papst schickte geweihte Windeln nach Wien. Dort drehte sich alles um den kleinen Prinzen, das allerhöchste Baby, welches die Mutter ihren preußischen Widersacher Friedrich für kurze Zeit vergessen ließ.

Dem heranwachsenden Josef wurde die ihm in die Wiege gelegte Bedeutung seiner Person schnell bewusst. Zu »Höherem« berufen, entwickelte er einen ausgesprochenen Eigensinn. Es bildete sich ein Hang zur Selbstüberschätzung aus, welcher seiner unbedingten Gehorsam einfordernden Mutter gründlich missfiel. Als Josef zehn Jahre alt war, stachen ihr in seinem Benehmen »einige unzeitige Vorstellungen seiner Hoheit«<sup>4</sup> ins Auge. Die Gewissheit, ein »Auserwählter«, ein künftiger Herrscher zu sein, verleitete ihn offenbar dazu, die Servilität seiner Untergebenen bereits im Kindesalter auf die Probe zu stellen. Josef, so klein er damals noch sein mochte, ließ sein Umfeld spüren, dass er ein künftiger Herrscher war. Maria Theresia, die neben Gehorsam auch Disziplin und v.a. Frömmigkeit zu den Grundpfeilern erzieherischen Wirkens erklärt hatte, war fest entschlossen, ihren Sohn auf den »richtigen« Weg zu führen. Regelmäßige Andachten und intensiver Religionsunterricht sollten aus dem Kronprinzen einen demütigen und gottesfürchtigen Menschen machen. Ihrem Weltbild entsprechend eignete sich eine forcierte religiöse Erziehung zum Allheilmittel für die Allmachtsallüren des Sprösslings. Dieser, abgesondert von seinen vielen Geschwistern erzogen, war nicht der erste und auch nicht der letzte Habsburger, dessen Charakterbildung zum Experimentierfeld fragwürdiger pädagogischer Methoden wurde. Bei der Auswahl von Erziehern orientierten sich die Habsburger nicht an der Fortschrittlichkeit und nur in eingeschränktem Maße an der Kompetenz der Kandidaten. Wichtiger war ihre Herkunft und von noch größerer Bedeutung ihr Leumund in Glaubenssachen. Josef übertrug das erzieherische Credo der Mutter später auf seine Untertanen. Ungeachtet seiner rigorosen Kirchenpolitik, die u.a. in zahlreichen Klosteraufhebungen seinen Ausdruck fand, blieb er stets dem Katholizismus verpflichtet, den er für die Schaffung



5 Zit. n. Berglar, Peter: Maria Theresia. Hamburg 1998, p. 66.

6 Zit. n. Wandruszka, Adam: Leopold II. 2 Bde. Wien, München 1963, p. 344.

eines zentralistischen Einheitsstaates einspannte. Gottesdienst und Dienst am Staate sollten gleichwertig zu erfüllende Pflichten des einzelnen sein. Die Kirche hatte ihren Beitrag zu leisten, diesen Anspruch zu vermitteln und ihre »Schäfchen« gleichzeitig zu gehorsamen und rechtschaffenen Staatsbürgern zu machen. Sie war immerhin erfahren im Training zur Einübung der Untertanenrolle.

Maria Theresia hatte stets konkrete Vorstellung von der charakterlichen Entwicklung ihrer Kinder. Mit ihrer unausgesetzten, schonungslosen Kritik an der Nachkommenschaft forderte sie Trotzverhalten und Gegenreaktionen regelrecht heraus. Dadurch trug sie nicht wenig dazu bei, dass ihr ältester Sohn allmählich geradezu reflexartig der Mutter entgegengesetzte Meinungen zu vertreten begann. Obwohl die Monarchin ab 1765 die Regentschaft in den Erbländern mit Josef teilte, blieb sie bis zuletzt die dominante Übermutter, die jeden Schritt des Sohnes überwachte und qualifizierte. Josef, seit 1765 Kaiser, aber in den Habsburgischen Gebieten lediglich im Wartezimmer der Macht, tat sich schwer, die Regentschaft mit der Mutter zu teilen. Der ewige, auch nach außen getragene Familienzwist lockte Voyeure an. Der tiefe Einblick, den uns die »sprudelnden« historischen Quellen des 18. Jahrhunderts vom Charakter und der Lebenswelt der beiden geben, lenkte von Wichtigerem ab. Die Nachwelt interessierte sich mehr für populäre Darstellungen und entfernte sich von einer nüchternen Betrachtung und Einordnung herrscherlichen Wirkens in einen gesamthistorischen Kontext. Im Zentrum stand die Privatperson. Maria Theresia und Josef (wenn auch in geringerem Maße) sind die Prototypen für die breitenwirksame Inszenierung des allgemeinen Mitgefühls und des Mitleidens mit dem gesamten Habsburger-Clan. Im Vergleich zu ihnen wirken ihre Vorgänger wie Masken, während die pausbäckigen barocken Habsburger des 18. Jahrhunderts auch heute noch zum Angreifen »echt«, d.h. fleischlich-menschlich wirken. Wem geht nicht das Herz auf, wenn von Maria Theresias Liebe zu Franz Stefan berichtet wird, von ihrer Kinderschar die Rede ist, vom kleinen Josef oder der verwöhnten Marie Antoinette, die der Mama stets so große Sorgen machten? Als Hauptfiguren der allerhöchsten Familie wurden Josef und seine Mutter bald weniger als Regenten, denn viel mehr als Figuren »wie du und ich« dargestellt. Das Wissen um die privaten Nöte der beiden aus der Kenntnis ihrer Korrespondenz schuf ein Maß an Vertrautheit, welches das 18. Jahrhundert zum Wohnzimmer der Herrscherdynastie machte. Die solcherart mit vielen intimen Details über das Leben der Regenten informierte Öffentlichkeit wollte kaum mehr mit der Politik der beiden behelligt werden, und wenn, dann natürlich nur mit all ihren guten Taten, von denen wir, wie jedes Schulkind weiß, noch heute profitieren. Die Habsburger wurden schließlich vom gerührten, mitfühlenden und mitleidenden Publikum auf einer emotionellen Ebene adoptiert; denn niemand kann sich, scheint es, den »menschlichen« Seiten einer kaiserlichen Sippe entziehen, die es mit Freud und Leid der schrecklich netten Familien amerikanischer Seifenopern aufnehmen kann. Wäre da nicht das Reformwerk der beiden, das den Unterhaltungswert ihrer Biografien schmälert, würde sich heute sicher ein Komponist finden, der die Idee verfolgt, unser Ohr mit einer Josef-Rockoper oder einem Maria Theresia-Musical zu »erfreuen«.

Freilich hat Josef es mit der Publikumsgunst ein bisschen schwerer als seine Mama. Er war ein Zyniker. Während Maria Theresia als »gemütliche Dicke« oder »weise Matrone« präsentiert werden konnte und kann, wich Josef zu sehr von der Norm ab, um *everybody's darling* zu sein. Der an Unterhaltung interessierte »Geschichtskonsument« ist mitunter intolerant. Er verzeiht Intelligenz, aber er schätzt sie nicht. So wurde Josef später als sympathischer, wohlmeinender, aber schwieriger, eigenwilliger und schließlich tragischer Monarch wahrgenommen. Diese Charakterisierung suchte und fand einmal mehr Bestätigung im Privatleben seiner Majestät. Josefs Liebe zu seiner früh verstorbenen ersten Frau, Isabella von Parma, bot sich hier als bekräftigendes Beispiel an. Das Melodram der beiden Liebenden hatte allerdings einen Schönheitsfehler: Die extravagante, von Todessehnsucht befallene Prinzessin fühlte sich offenbar mehr zu ihrer Schwägerin Maria Christine hingezogen als zu ihrem Ehemann. Seine zweite Frau, Josefa von Bayern, die ebenfalls nach kurzer Ehe verschied, behandelte Josef wie eine Aussätzige. Anders als Isabella hatte sie mit keinen äußeren Reizen aufwarten können, und ihre inneren Werte interessierten den Gatten nicht. Josef erschien nicht einmal am Begräbnis seiner ungeliebten Frau. Auf eine weitere Heirat ließ er sich nicht mehr ein. Während seine Mutter »in puncto sexus sehr geschärfte Ordres«<sup>5</sup> ausgegeben hatte, fühlte sich, so sein Bruder Leopold, Josef zu »niedrigen und schmutzigen Frauen«<sup>6</sup> hingezogen.



7 Ibid., pp. 342-348.

8 Zit. n. *ibid.*, p. 345.

9 Zit. n. Gutkas 1989, p. 207.

10 *Ibid.*

11 Zit. n. Vogler, Günter: *Absolutistische Herrschaft und ständische Gesellschaft. Reich und Territorien von 1648 bis 1790*, Stuttgart 1996, p. 279.

12 Zit. n. Gutkas 1989, p. 115.

13 Zit. n. *ibid.*, p. 204.

14 Rumpler, Helmut: *Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie*. Wien 1997, p. 22.

Leopold sprach seinem älteren Bruder Fähigkeiten und Talente zwar nicht ab, doch er beschrieb ihn v.a. als harten und krankhaft ehrgeizigen Mann, der »keinen Widerspruch duldet«, voll »willkürlicher, gewalttätiger Grundsätze«<sup>7</sup> war und sich wie ein Despot gebärdete. Über Josefs Verhältnis zu Maria Theresia hielt er fest:

Er hat nach Charakter und Geschmack Freude daran, immer allem zu widersprechen und alles das zu machen, was man nicht will und die anderen auch in den kleinsten Dingen zu kränken und besonders die Kaiserin und deshalb streiten und schreien sie immer miteinander, wobei er immer ärgerliche Dinge sagt und sie ärgert und ihr droht, weggehen zu wollen und einen Skandal heraufzubeschwören und die Regentschaft aufzugeben und ähnliche Dinge.<sup>8</sup>

Josef unterzog sich zwar von Zeit zu Zeit harter Selbstkritik und bezeichnete sich selbst als oberflächlich, leichtfertig, träge und mit »mehr Schein als Tiefe«<sup>9</sup> ausgestattet. Andererseits relativierte er diese negativen Eigenschaften, indem er sinngemäß darauf verwies, dass niemand perfekt sei und sogleich hinzufügte, all seinen Eifer auf das Wohl des Staates zu konzentrieren.<sup>10</sup> Dennoch hinterließen die ständigen Querelen im Hause Habsburg keinen günstigen Eindruck. Leopold meinte sogar, dass der Zwist den ganzen Wiener Hof gespalten hatte und eine Maria-Theresia- und eine Josef-Fraktion entstanden war.

Mutter wie Sohn vermengten die neurotischen Komponenten ihrer privaten Beziehung mit den Staatsgeschäften und vermittelten dem Beobachter das Bild eines zerstrittenen Familienbetriebs, für den die Politik als Austragungsort persönlicher Animositäten diene.

Der cholerische Josef, der vitales Interesse am Militärischen hatte und sich der Öffentlichkeit immer häufiger im grünen Waffenrock präsentierte, kalkulierte das Entsetzen seiner Mutter ein, als er eine Annäherung an den Preußenkönig Friedrich suchte. Josef, der den Erzfeind seiner Mutter zwar als Schurke bezeichnete, aber ihn ob seiner Erfolge auf den Schlachtfeldern verehrte, setzte alles daran, seine Armee zu einem ebenbürtigen Gegner aufzurüsten. Hatte Maria Theresia während der Schlesischen Kriege noch die Opferrolle des Habsburgerreiches bemüht und an einer propagandistischen Abgrenzung gegenüber dem aggressiven preußischen Militärstaat gearbeitet, wurde nun zunehmend deutlich, dass Preußen eine Vorbildfunktion für die Habsburger hatte. Friedrich, der in der Vorstellung lebte, der Kaiser beabsichtige, »die preußische Monarchie vollständig zu zertrümmern, um widerstandslos seine despotische Herrschaft in Deutschland aufzurichten«<sup>11</sup>, schätzte Josef folgendermaßen ein:

Er ist von Ehrgeiz verzehrt. Ich kann im Augenblick noch nicht sagen, ob er es auf Venedig, Bayern oder Lothringen abgesehen hat, aber es ist sicher, dass Europa in Flammen stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt.<sup>12</sup>

Der preußische König sollte mit seinen Prophezeihungen Recht behalten. Zwar vermied Josef es, anders als seine Mutter im siebenjährigen Krieg, mit seinen Kriegsgelüsten einen Flächenbrand mitzuverschulden, aber er kaprizierte sich darauf, der Donaumonarchie Bayern einzuverleiben. Die 1777/78 akut gewordene Frage der Erbfolge in Bayern führte zur Konfrontation zwischen Josef und Friedrich. Maria Theresia geriet in Panik. Vor ihrem geistigen Auge sah sie ihr Reich in Trümmern liegen. Ohne ihren Sohn davon zu verständigen schrieb sie einen Brief an das »Monstrum« Friedrich, bat um eine Lösung am Verhandlungstisch und unterschrieb mit »Eurer Majestät gute Schwester und Cousine«. Das »Monstrum« ließ sie zappeln, bevor es tatsächlich zu einem Friedensschluss kam. Die Bilanz des kaiserlichen Expansionswillens: Josef hatte eine militärische Auseinandersetzung provoziert, die keine große Schlacht gesehen, aber viel Elend in den betroffenen Gebieten hinterlassen hatte. Bescheidene Kriegsbeute war das Innviertel. Josef rechnete sich zwar sofort aus, was der dazugewonnene Landstrich an finanziellem Ertrag abwerfen würde, aber er verabsäumte es auch nicht, Klage über die vorgefundenen Zustände zu führen: »Die Unordnung, die hier herrschte«, schrieb er seiner Mutter, »überschreitet selbst die Dummheit der Menschen und das will viel sagen, denn sie übertrifft alle Begriffe.«<sup>13</sup>

Während der Kaiser vollmundig über die geistigen Niederungen anderer herzog, entbehrten auch manche seiner Schritte einer gewissen Logik. So war die Beteiligung Österreichs am Krieg gegen die Osmanen auf russischer Seite keine Notwendigkeit und am Ende kein Ruhmesblatt für den Wiener Hof. Josef, der durch das Bündnis mit dem Zarenreich Preußen zu isolieren gedachte, stellte nicht nur das »Katharina der Großen« vertraglich zugesicherte Hilfskorps von 30 000 Mann, sondern schickte 200 000 Soldaten<sup>14</sup> und trat voll in den militärischen Konflikt ein. Ein formeller Friedensschluss kam schließlich erst nach Josefs Tod zustande.



15 Zit. nach Gutkas 1989, p. 105.

16 Ibid.

17 Zit. n. Spilka, H.: Die Pressepolitik Leopold des Zweiten. Wien: Diss.[masch.] 1980, p. 23.

18 Zit. n. Vacha, Brigitte (Hg.): Die Habsburger – eine europäische Familiengeschichte. Graz, Wien et al. 1993, p. 333.

19 Zit. n. Leuchtenmüller-Bolognese, Birgit: Bevölkerungspolitik zwischen Humanität, Realismus und Härte. In: Matis, Herbert (Hg.): Von der Glückseligkeit des Staates. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Berlin 1981, pp. 177-208, hier p. 194.

20 Nach Bertolt Brecht.

Krieg war ein wesentlicher Bestandteil der Staatstheorie des absolutistischen Staates. Die Staatsräson wiederum verschaffte dem absolut herrschenden Monarchen den Hintergrund, vor dem er alle seine militärischen Aktionen als »gerecht« und zum Wohle des Staates unternommen rechtfertigen konnte. Die Habsburger unterschieden sich hier in nichts von anderen Herrschern.

Obwohl der Kaiser seine Familie zu mehr Sparsamkeit anhielt, scheute er keine Kosten, wenn es um die Armee ging. Leopold kritisierte, »daß alles, was das Militär will, auch das Ungerechte und Unvernünftige, sofort geschieht und sofort genehmigt wird«,<sup>15</sup> um den Monarchen nicht zu verärgern. Josef hielt, so sein Bruder, die Armee für »das einzige wichtige für den Staat«.<sup>16</sup>

Dessen ungeachtet wird er zurecht in die Reihe jener Habsburger eingeordnet, die im Privaten den Sparstift ansetzten. Von diesem Ruf profitierten später auch seine Nachfolger, deren Popularität sich nicht zuletzt auf eine nach außen getragene Bescheidenheit stützte. Darüber hinaus empfand Josef eine tiefe Abneigung gegenüber dem Zeremoniell bei Hof. Josef war es auch, der das obligatorische spanische Mantelkleid, fixer Bestandteil des spanischen Zeremonielles, abschaffte. Vielen Feierlichkeiten bei Hof wohnte er lediglich im Sinne der Pflichterfüllung bei. Seine Neigung, Einfachheit dem Prunk und Luxus vorzuziehen, galt zudem als Ausdruck der Volksnähe. Doch blieb diese stets eher abstrakt als konkret. Die tatsächliche Überwindung sozialer Unterschiede gehörte selbstverständlich zu keiner Zeit zum Programm der Monarchen, und die Untertanen waren es gewohnt, dass sich die Herrschenden überhoben. Wenn Barrieren fielen und sich die Obrigkeiten herabließen, dann verzichteten diese höchstens auf Symbole, die ihnen selbst zur Last fielen beziehungsweise als nicht zeitgemäß gesehen wurden. Oder es handelte sich einfach um die Launen der Mächtigen, die nach ihren Expeditionen zum »einfachen Volk« gerne wieder in ihre Schlösser zurückkehrten.

Josef, ohne Zweifel von den Ideen der Aufklärung beeinflusst, war nichtsdestoweniger weit davon entfernt, die absolutistischen Grundzüge seiner Herrschaft in Frage zu stellen. Er allein glaubte zu wissen, was gut für das Volk und den Staat war. Josef ignorierte die Aufklärer und sie ignorierten ihn. Einen Voltaire zu treffen, diesen Umweg nahm Josef nicht in Kauf, als er in der französischen Hauptstadt weilte, um seine Schwester Marie Antoinette und ihren Ehemann zu besuchen. »Sudler«<sup>17</sup> nannte er schließlich jene in- und ausländischen Autoren, deren kritische Schriften auch in Österreich Verbreitung fanden. Das intellektuelle Niveau im Habsburgerreich litt unter der Bevormundung von oben. Im Unterschied zu Deutschland wurde hier nur »geistige Dutzendware« geboten. Die unter Josef erwirkte Milderung der Zensur blieb ein kurzes Zwischenspiel. Der Monarch hatte kein Interesse daran, mit einer im Entstehen begriffenen Öffentlichkeit in einen Dialog über seine Reformpolitik zu treten. Er bevorzugte ein inneres Zwiegespräch. Was Aufklärung war und was nicht, bestimmte schließlich er. Das Ideengut der Aufklärung war lediglich ein Steinbruch für die Herrschaftspraxis des aufgeklärten Absolutismus. Josef bediente sich nur jener Bruchstücke, die der Modernisierung und Vereinheitlichung des Staates dienten, hielt aber freilich Abstand zum revolutionären Kern der Aufklärung, der die gesellschaftlichen Hierarchien nicht länger als gegeben akzeptierte. Im Zweifelsfall erwies sich das »Machtstaatsinteresse« eines Fürsten gegenüber seiner aufgeklärt-humanitären Gesinnung als vorrangig. Josef handelte nicht anders.

Obgleich die Vernunft Ausgangspunkt all seiner Reformen war, übersah er, dass das tief in der Irrationalität verwurzelte 18. Jahrhundert kein aufgeklärtes, sondern ein aufzuklärendes Jahrhundert war.

Als er zum Zwecke der Seuchenprävention eine neue Begräbnisverordnung erließ, derzufolge die Leichen unbekleidet in Leinensäcke eingenäht und anschließend mit ungelöschtem Kalk zugedeckt werden sollten, um den Verwesungsprozess zu beschleunigen, regte sich erbitterter Widerstand. Josef mockierte sich über das Unverständnis der Bevölkerung und machte sich lustig darüber, dass die Menschen so sehr danach trachteten, »daß ihre Körper nach dem Tod langsamer faulen und länger ein stinkendes Aas bleiben.«<sup>18</sup> Jahrhundertlang hatte man den »Pöbel« in dumpfer, ja beinahe heidnischer Frömmigkeit dahindämmern lassen. Nun wunderte sich Josef, daß seinen Untertanen das Licht der Vernunft noch nicht aufgegangen war. Viele seine Untertanen lebten »fast noch wie Wilde«,<sup>19</sup> teilten sich ihren primitiven Wohnraum mit diversen Nutztieren, waren notdürftig bekleidet und hatten kaum noch von den Schulreformen Maria Theresias profitiert. Unsichtbar macht sich nicht nur die Dummheit, indem sie sehr große Ausmaße annimmt,<sup>20</sup> sondern auch die Armut, wenn sie allgegenwärtig ist. Was sah Josef? Anscheinend bemerkte er das Ausmaß der Armut und der Rückständigkeit



21 Cf. Vocelka 2001, p. 291.

22 Ibid., p. 384.

23 Zit. n. ibid., p. 385.

ebensowenig wie den Zusammenhang zwischen den herrschenden sozialen Problemen und dem Mangel an Bildung. Hinzu kam die Wirkmächtigkeit des religiösen Brauchtums. Trotz der zahlreichen von Josef sowie von Maria Theresia erlassenen Verordnungen, die u.a. die hohe Anzahl kirchlicher Feiertage reduzierten, die Wallfahrten beschränkten oder sich gegen die inflationär dargebrachten Votivgaben richteten, ließen sich Reliquienverehrungen, Aberglauben und jahrhundertealte Rituale schwer ausrotten. Josefs Kampf gegen bizarre Auswüchse barocker Volksfrömmigkeit blieb oft genug erfolglos. Er glaubte wohl an Wunder, wenn er dachte, die »Reinigung« der Kirche von den Elementen des Aberglaubens könne per Weisung erfolgen.

Der Kaiser ging nicht zuletzt deswegen so scharf gegen diverse Formen der Glaubenspraxis vor, weil er sie als schädlich für die Produktivität der Bevölkerung erachtete. Schon seine Mutter hatte aus diesem Grund eine Verminderung der Feiertage veranlasst. Die Katholiken begingen immerhin doppelt so viele Feste wie die Protestanten. Die Kritik der Aufklärer, dass v.a. die katholische ländliche Bevölkerung ein Drittel des Jahres mit Wallfahrten, kirchlichen Festivitäten und Andachten zubrachten, war nicht unberechtigt.<sup>21</sup>

Von ökonomischen Überlegungen begleitet war auch die Toleranzgesetzgebung Josefs gegenüber den Protestanten und orthodoxen Christen. Hinsichtlich der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes kam den protestantischen Unternehmern eine eminent wichtige Rolle zu. Sie zu motivieren und an den Staat zu binden sollte die nun gewährte freie Religionsausübung ebenso bewirken wie ihre Integration mittels zugestanderener bürgerlicher Rechte. Eingeschränkt, aber nicht gänzlich beseitigt wurde des weiteren die Diskriminierung der Juden.<sup>22</sup>

Josef setzte aber keinen Gnadenakt für religiöse »Abweichler«, weil er, wie Maria Theresia befürchtete, die Vorrangstellung des katholischen Glaubens relativierte. Vielmehr lag ihm daran, das »freie, loyale und nützliche«<sup>23</sup> Individuum über den Weg der Toleranz zum Vorteil des Staates in das Gemeinwesen einzubinden. Seine als antiklerikal bezeichnete Religionspolitik war kein blinder Zerstörungsfeldzug, sondern durchaus ein Beitrag zu einem reformkatholischen Programm. Problematisch war, wie in vielen Bereichen seiner Reformen, weniger die Idee als vielmehr die Art und Weise, wie er sie durchzusetzen gedachte. Die Kirche blieb, wenngleich kräftig zur Ader gelassen, erwartungsgemäß an der Seite des Kaisers. Sie half auch weiterhin, die Herrschaft der Dynastie zu legitimieren und im Verbund mit dem Staat, einen Wertekodex zu unterbreiten, der von der Bevölkerung verinnerlicht werden sollte. Josef wollte demnach die Kirche nicht eliminieren, denn er brauchte sie. Darüber hinaus hielt er, mehr als andere aufgeklärte Herrscher, an der Idee des Gottesgnadentums fest. Die sakrale Würde des Regenten war trotz des unter Josef eingeschränkten Zeremoniells von zentraler Bedeutung für das Selbstverständnis der Habsburger.

Ebenso zweckorientiert wie seine Toleranzpolitik waren auch die von Josef gesetzten Maßnahmen im Bereich der Sozialfürsorge. Das Volk sollte den Staat willig akzeptieren. Um das zu erreichen, musste die ursprüngliche »rohe Gewalt«, mit der die Herrschaft errichtet und praktiziert wurde, zurückgenommen und durch die Schaffung von Institutionen und Gesetzen unsichtbar beziehungsweise nur mehr indirekt wahrnehmbar gemacht werden. Der Bau von Kranken- und Armenhäusern, die Betreuung geistiger Behinderter in gesonderten Anstalten oder die Errichtung von Waisen- und Findelhäusern gehören zu einem Reformwerk, das nur zu oft alleine der Güte und Menschlichkeit des Herrschers zugeschrieben wird. Eine derartige Interpretation der josefinischen Erneuerungsarbeit erzeugt das Bild vom »Vater Staat«, der aus purer Menschenliebe seine Wohltaten über seine beschämten und dankbar staunenden, weil geistig klein gehaltenen Kinder ergießt. Der Nutzen der Sozialpolitik für den Staat selbst wird mehr oder weniger diskret ausgeblendet.

Das Streben nach Erhaltung menschlichen Lebens, das u.a. seinen Niederschlag in einer verbesserten Geburtshilfe fand, korrespondierte mit staats- und wirtschaftstheoretischen Prinzipien der Zeit. Josef gehörte einer Epoche an, die den Reichtum des Landes mit seiner Bevölkerungszahl gleichsetzte. Ein Mehr an Arbeitskräften war wiederum ident mit einer Steigerung der Produktivität in Landwirtschaft und Industrie. Das staatliche Interesse an einem funktionierendem Gesundheits- und Wohlfahrtswesen ist daher nicht zu trennen von gänzlich unsentimentalen Nützlichkeitsüberlegungen. Der in allen Lebensbereichen um Effizienzsteigerung bemühte Staat vermittelte die Auffassung, wonach niemand der Allgemeinheit zur Last fallen sollte. Er wollte das Problem der Armut nicht durch Mildtätigkeit, sondern auf Basis einer auf Kontrolle abzielenden Institutionalisierung lösen. In den Zucht- und Arbeitshäusern sollte auch mittels körperlicher Züchtigungen die nutzbringende Integration von Müßiggängern erfolgen. Im wesentlichen ging es darum, unproduktive Bevölkerungsgruppen in



24 Leuchtenmüller-Bolognese,  
p. 198.

25 Vocelka 2001, p. 90.

produktive zu überführen und so den Anteil der erwerbstätigen Bevölkerung zu erhöhen. Die systembedingte Vorgeschichte der Armut interessierte nicht.

Der Staat billigte beziehungsweise förderte auch die Arbeit von Minderjährigen und rechtefertigte sie z.T. dadurch, dass er sie als Fürsorgemaßnahme qualifizierte. Mit ihrer Hilfe nämlich glaubte man, die Kindersterblichkeit als Folge der Unterernährung senken zu können. Die grauenhaften Zustände in den Fabriken sorgten jedoch dafür, dass die Kinder an der schlechten Behandlung, an Krankheiten und nicht selten auch an Hunger zugrunde gingen. Kinder, die in Waisen- und Findelhäuser untergebracht waren, wurden – sofern sie den Aufenthalt überlebten – als reine Ausbeutungsobjekte betrachtet und bezahlten die Fürsorge des Staates mit lebenslangem Elend in den Fabriken, als Dienstboten oder als Knechte und Mägde von Pflegefamilien, die meist nur an ihrer Arbeitskraft interessiert waren.

Nützlich über die Grenzen der Menschenwürde hinaus hatten jene meist ledigen Mütter zu sein, die staatliche Geburtshilfeeinrichtungen in Anspruch nahmen. Die unentgeltlich aufgenommenen Frauen mussten sich als Gegenleistung der Wissenschaft zur Verfügung stellen, was u.a. bedeuten konnte, dass sie als Versuchskaninchen für die medizinische Forschung missbraucht wurden.<sup>24</sup>

Nicht zu leugnen ist freilich, dass unter Josef II. ein echter Durchbruch im Bereich der Gesundheitsfürsorge erzielt wurde und der Modernisierungsschub nicht dem Staat alleine, sondern auch den Menschen zugute kam.

Dennoch trugen die unter Josef vollzogenen Änderungen u.a. dazu bei, einen dubiosen Arbeitsbegriff entstehen zu lassen, der den Wert des Menschen an seinen der Allgemeinheit dienenden Leistungen bemaß. Die Tendenz zur Reglementierung und Überreglementierung nahezu aller Lebensbereiche führte außerdem dazu, dass sich die Wahrscheinlichkeit von Gesetzesübertretungen erhöhte und Ausgrenzungs- oder Disziplinierungsmaßnahmen häufiger zur Anwendung kamen. Josefs Politik zum Wohl der Untertanen zog darüber hinaus einen verschärften Zugriff auf den einzelnen nach sich. Mit der Anonymität vergangener Zeiten war es vorbei. Parallel zu dieser verstärkten betriebenen Kontrolle stieg daher auch die Zahl der Beamten. Josef erließ zwischen 1780 und 1790 immerhin 6 000 Edikte und verursachte dadurch viel Arbeit für die Staatsdiener. Sein zentralistischer Verwaltungsstaat brauchte demgemäß eine entsprechende Zahl von beamteten Mitarbeitern. Diese sollten, trotz schlechter Bezahlung, zu den wichtigsten Stützen des Staatsgebäudes und zum Bollwerk gegenüber externen Änderungsvorschlägen werden. Die Rechnung ging auf, das System sollte noch über das Ende der Habsburgermonarchie hinaus funktionieren: Die bürokratisierte Hierarchie belohnt Anpassung und Unterwürfigkeit mit Aufstieg, verringert die geistige Vielfalt auf Grundlage eines Normenkatalogs, entledigt sich auf diese Weise der Kritik und führt unbehelligt von außen ein seltsames Eigenleben.

Im Sinne des josephinischen Zentralismus wurde außerdem eine umfassende Justizreform durchgeführt. Sie orientierte sich zwar an humaneren Grundsätzen als noch unter Maria Theresia, enthielt aber immer noch Relikte mittelalterlicher Grausamkeiten. Für überkommen und v.a. seinen Interessen zuwiderlaufend hielt Josef den Einfluss der Stände, den er kontinuierlich zurückdrängte. War der Wiener Hof früher aus finanziellen Gründen auf die Kooperation mit den Eliten, d.h. den Ständen der Länder angewiesen, strebte Josef nunmehr danach, sich von diesem Konsenszwang zu befreien. Der Abbau ständischer Einrichtungen und der Verlust traditioneller Sonderstellungen der einzelnen Länder erregten freilich die Gemüter. Zwar war der Protest der Stände rückwärtsgewandt und zielte auf die Wiederherstellung eines feudalen Partikularismus ab, doch war auch Josefs Haltung in vielerlei Hinsicht bedenklich. Der Kaiser verfuhr ohne Rücksichten. V.a. die Ungarn brachte Josef gegen sich auf. Sein Versuch, ständische Institutionen in den Rang amtsführender, staatlich konzessionierter Verwaltungsorgane zu versetzen, scheiterte schließlich nicht nur am Veto der Adelsvertretungen, sondern auch an seinem despotischen Befehlsreformismus. Seine kompromisslose Politik führte dazu, dass die antihabsburgische Stimmung der Magyaren in offenen Aufruhr umzuschlagen drohte. Die Abspaltung Ungarns musste befürchtet werden. Josefs Nachfolger, sein Bruder Leopold, hatte große Mühe, die Magyaren bei der Stange zu halten. Erst nach zähem Ringen erreichte er, dass der ungarische Reichstag als Preis für die kaiserlichen Zugeständnisse sogar eine Garantie für die »Untrennbarkeit und Unteilbarkeit« der Gesamtmonarchie abgab.

Josef hingegen besaß kein diplomatisches Geschick. Das bewies sich auch am Beispiel seiner Beziehung zur Aristokratie. Ohne an seine eigene durch Geburtsrecht abgesicherte privilegierte Stellung zu denken, fällte er Verdammungsurteile über den »ererbten« Müßiggang der



26 Bodie, Leslie: System und Bewegung: Funktion und Folgen des josefinischen tTaufwetters. In: Urbach, Reinhard (Hg.): Wien und Europa. 1789-1848. München 1978, p. 39.

Oberschicht, ihre Vorrechte und v.a. ihren mangelhaft ausgeübten Dienst am Staat. Überall witterte Josef Unterschlagung, Faulheit und Protektionswirtschaft. All die Herrschaften »von« und »zu«, schienen ihm von gestern und zu präsent. Besonders erregte ihn der Umstand, dass selbst geistig Minderbemittelte, kamen sie nur aus dem Adel, ohne Aufhebens mit diversen Ämtern betraut wurden. Sein eigener Nachfahre, der geistig behinderte Kaiser Ferdinand, hätte ihm da wenig Freude bereitet. Josef übersah, dass gerade das erbrechtlich abgestützte monarchisch-dynastische Prinzip den Richterspruch der Vernunft hartnäckig scheute. Nicht nur die Aristokratie, sondern auch das »allerhöchste Haus« existierte auf Grundlage der Ignoranz leistungsbedingter Bewertungsmaßstäbe. Bei aller sicher nicht unberechtigten Kritik am adeligen Lebenswandel verabsäumte er es, Differenzierungen vorzunehmen. Der Kaiser schien beiseite zu schieben, dass in den Wiener Zentralen Fürsten und Grafen saßen. Ebenso verdrängte er, dass er Zerstreuung nicht nur bei Damen des Gewerbes oder Dienstmädchen suchte, sondern auch bei verschiedenen Damen der Hocharistokratie, die ihre Privilegien für selbstverständlich hielten und die übliche standesgemäße Überheblichkeit an den Tag legten. Josef ging zum Entsetzen der Eliten unverhältnismäßig streng gegen Rechtsbrecher aus dem Adel vor, und verlor darüber das Maß. Sein beim Egalitarismus der Aufklärung Anleihe nehmendes Strafjustizwesen war ein gewaltiger Schritt vorwärts in Richtung einer »modernen« Gesellschaft. Doch unterschätzte Josef die Nachhaltigkeit traditioneller hierarchischer Strukturen. Selbst für jene, die davon profitierten, war das Gleichheitsprinzip gewohnheitsbedürftig und stellte zu allererst eine Beunruhigung für eine Gesellschaft dar, die ansonsten »ungleicher« nicht sein konnte.

Der Kaiser hatte niemals einen Sinn für Übergang- oder Einschleifregelungen. Hinzu kam seine geradezu zwanghafte Lust, andere vor den Kopf zu stoßen oder den starken Mann hervorzukehren. Ebenso wie er es genoss, dem ob seiner Religionspolitik nach Wien geeilten Papst un verrichteter Dinge wieder nach Hause fahren zu lassen, empfand er auch Genugtuung dabei, vor der Aristokratie die Muskel spielen zu lassen.

Ungeteilte Freude riefen nicht einmal seine zu Gunsten der Agrarbevölkerung eingeleiteten Reformen hervor. Die Rechtssicherheit der Bauern wurde zwar wesentlich verbessert und die Robottleistungen reguliert, doch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit rührte noch nicht an den Strukturen der bestehenden Feudalordnung. Josef erweckte mit seiner »gemäßigten Form der Untertänigkeit« Hoffnungen, die er nicht erfüllen konnte.

Als sich 1784 in Siebenbürgen, wo die Leibeigenschaft noch in Kraft war, rumänische Bauern gegen die magyarischen Grundherren erhoben, stand der »König mit Hut«, wie Josef ob seiner verweigerten Krönung in Ungarn genannt wurde, auf der Seite der Mächtigen. Die Hinrichtung der Anführer war von ausgesuchter Scheußlichkeit und stellte einen eklatanten Verstoß gegen die Prinzipien der Humanität dar: Die Gliedmaßen wurden ihnen »bei lebendigem Leib zerschmettert, dann wurden ihnen die Eingeweide herausgerissen. 2 000 Bauern mussten dem blutigen Spektakel zusehen, weitere 150 wurden abgeurteilt.« Im Jahr darauf hob man auch in Siebenbürgen die Leibeigenschaft auf.

Doch der Kaiser blieb in den Augen der Bauern eine Lichtgestalt. Seine Verehrung als Bauernbefreier erreichte im 19. Jahrhunderte einen Höhepunkt, zu einer Zeit, als kein Herrscher in Sicht war, der die Anliegen der Agrarbevölkerung vertrat.

Am Sterbebett nahm Josef die meisten seiner Reformen, die sich angesichts der mächtigen Opposition in Ungarn und anderen Gebieten nicht verwirklichen ließen, zurück und hinterließ aus der Sicht seines Bruders und Nachfolgers Leopold einen Scherbenhaufen.

Sein Tod im Jänner 1790, von manchen bereits ersehnt, von anderen tief betrauert, ist eines jener vielen Ereignisse, die im Zusammenhang mit der Lebensfähigkeit der Habsburgermonarchie als Anfang vom Ende bezeichnet wird. Die Behauptungen, dass mit Josef die Zukunft der Monarchie begraben wurde oder dass er selbst Totengräber des Habsburgerreiches war, sind jedoch nicht schlüssig. Josef war v.a. ein »Aufreger«, jemand, der Experimente am lebenden Körper vornahm, ohne die Folgen zu berücksichtigen. Sein Fortschrittsglaube hatte keine Bodenhaftung und unterschätzte die mentalitätsbedingte Resistenz seiner Untertanen gegenüber Neuerungen. Am Ende hinterließ er eine Ordnung, die in vieler Hinsicht befreiender, in vieler Hinsicht aber auch bedrückender war als die alte.<sup>26</sup>

Das vielleicht härteste Urteil über Josef kommt von seiner Mutter. Laut Maria Theresia war ihr Sohn eine »Kokotte des Geistes«, ein Mensch, der planlos jene Ziele verfolgte, die sich ihm gerade anboten. Seine »Vielregiererei« war Resultat spontanen Reagierens auf eine jeweils in sein Blickfeld getretene Situation. Josef war ein überforderter, wenn auch begabter Despot.



Dass am Ende »seiner« Aufklärung wieder das goldene Kalb stand, kann man ihm nicht anlasten. Doch Josefs Erneuerungswillen zu würdigen, sollte nicht heißen, diesen »aufgeklärten Herrscher des Absolutismus« zu verklären.



---

**Verena Moritz**, geb. 1969. Geschichte- und Slavistikstudium. Dissertation über die russischen Kriegsgefangenen in der k.u.k. Monarchie. Forschungen zur österreichisch-russischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Lektorin am Inst. für Zeitgeschichte der Univ. Wien. Redakteurin wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Magazine, Übersetzertätigkeit.

Kontakt: [aon.964442118@aon.at](mailto:aon.964442118@aon.at)